

Zeit Zeugen Brief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit

Februar 2009



Dr. Norbert Kampe und Dr. Marian Turski am 22.1.2009 im Haus der Wannseekonferenz

„Nr. 9408 – Zeitzeuge“

Von Klaus Schwerk

Wie kann man angemessen über diesen Abend berichten? Das HAUS DER WANNSEEKONFERENZ hatte zur Begegnung mit einem Mann eingeladen, dessen Name – ich gestehe es ohne Scheu – mir nicht bekannt war: Dr. Marian Turski, Jahrgang 1926, Historiker, aufgewachsen in Litzmannstadt, wie die deutsche Besatzung 1939 das polnische Lodz (für uns Deutsche unaussprechlich) umbenannt hatte. 1942 wurden Juden aus dem gesamten Besatzungsgebiet in mehrere Ghettos in Polen deportiert und konzentriert. Eines war in Litzmannstadt, und Marian Turski war ein „Bewohner“ mit der eingetragenen Nr. 9408, später wurde er im KZ Buchenwald befreit. Dazwischen lagen die Jahre in Auschwitz und der Todesmarsch von dort zum letzten KZ. Er hat überlebt. Davon sollte er erzählen.

Soll ich von den entsetzlichen Einzelheiten noch einmal berichten, die man doch – so oder ähnlich – bereits kennt? Ich werde von dem Mann berichten, den ich erlebt habe: über Dr. Marian Turski. Wie er spricht! Das ist ein eigenartiges, im wahrsten Sinn gebroche-

nes Deutsch, anfangs nicht leicht zu verstehen, obwohl seine Wortwahl – er spricht frei bis auf mehrere wörtliche Zitate – auffallend treffend ist. Da ist nichts von Aufdringlichkeit oder betonter emotionaler Dramatik. Fast, so muss ich immer wieder denken, blitzt ein verschmitztes Lächeln über seine Züge, ganz kurz nur, und den furchtbaren Einzelheiten gar nicht entsprechend. Immer wieder muss ich mich daran erinnern: Hier spricht ein Betroffener, ein „Zeitzeuge“, und es klingt wie der Bericht eines Historikers – distanziert.

Inhalt

„Nr. 9408 – Zeitzeuge“	1
Im Griff der Vergangenheit	3
Der Tod des Briefes – Ein Nachruf	4
Berliner Wohngeschichte(n)	5
Mitteilungen aus dem Büro	7
Gratulationen	7
Suchmeldungen	7
Veranstaltungen	8

Wenn er Details ausbreitet, dann sind dies notwendige Schlüssel zur Antwort auf grundlegende Fragen.

Warum, so fragt er anfangs, kam der Widerstand in Polen, insbesondere unter Juden, so spät?

Er sagt: Es war für die Hunderttausenden Juden in Polen zwar klar, dass ihr „Todesurteil“ gesprochen (längst vor der Wannseekonferenz) war. Aber es war „aufgeschoben“ – auf später. Auf wann? Denn es war schlicht unvorstellbar für sie, dass man sie alle zu Tode bringen könne. Sie ahnten nichts von deutscher Effizienz. Das Unvorstellbare war für sie einfach „unmöglich“, so beschreibt Herr Turski das, und macht es für uns begreiflich, aber kaum erträglich.

Und eine weitere Einzelheit stellt er in seiner bedächtigen, immer wieder nach der richtigen Formulierung suchenden Sprache dar. Er holt etwas aus in seinem Bericht. In einem Ghetto – aber hier kann es sein, dass ich etwas missverstanden habe, ohne dass es von Wichtigkeit ist – habe es medizinische Untersuchungen zum Verlauf von „Verhungern“ gegeben. Denn darüber lägen zu wenig korrekte Berichte vor. Man erhielt sie leicht durch die Beobachtung Verhungerner in Ghettos. Herr Turski liest aus dem Bericht: Je näher der Tod ist, desto lethargischer wird der Verhungernde – bis zur absoluten Entscheidungs- und Bewegungslähmung. „Das Leben erlischt wie eine Kerze“, sagt er. Widerstand gegen die deutschen Terroristen sei weitgehend durch die allgemeine, im Fall der jüdischen Ghetto- und später KZ-Insassen besonders ausgeprägte Mangelernährung „erstickt“ worden. Hunger als Waffe!

Widerstand, auch nur „symbolischer“ Widerstand, der am Ende „nichts ändern kann“, braucht Kraft und die persönliche Entscheidung: „Und sei's nur mit meinem Tod möglich!“ Doch Angst sei für den Menschen ein gewichtiger Grund als Widerstand in Krisensituationen – und das mit zunehmendem Alter und familiärer Verpflichtung zunehmend stärker. (Ich frage mich: Hätte ich meine Frau und meine sechs Kinder verlassen, um die durch terroristische Besatzer geschändete Heimat durch meinen Lebenseinsatz zu schützen? Ich fürchte – nein.)

Noch eine weitere Einzelheit, wiederum als Hintergrund für eine weit über die persönliche Betroffenheit hinausreichende Beschreibung. Er wurde – warum, ist ihm nicht mehr erinnerlich, war wohl auch am Ende belanglos – von einem Kapo (polnischem Blockältesten) mit

einem Kinnhaken zu Boden geworfen, und ihm zerbrach dabei seine Brille. Als Kurzsichtiger war er im KZ wertlos, weil nicht mehr arbeitsfähig. Brillen im KZ? Ja, es gab sie. Man konnte sie von jenen KZ-Häftlingen kaufen, die den Leichen die Brillen abnahmen. Sie kosteten drei Tagesrationen Brot. Ohne Brille war man spätestens nach fünf Tagen „ausortiert“, ohne drei Tage Brot ebenfalls. Es gab eine Gruppe (wenn ich es richtig verstanden habe: die Gruppe im gemeinsamen „Zimmer“) von neun Kameraden. Sie teilten die gemeinsame Ration Brot in zehn Teile, gaben drei für die Brille des Kameraden, und „begrüßten“ sich mit 7/10 der ohnehin zu geringen Ration.

Immer wieder kommt Marian Turski auf den Hunger zu sprechen. Für mich – ich schreibe dies absichtlich so – wurde durch seinen Bericht deutlich, welche unglaubliche und kaum in ihrer prägenden Schwere bekannte Rolle der „Hunger als Mittel der Endlösung“ gespielt hat.

Mit der „Brillengeschichte“ beendete er seinen Bericht. Es war wie ein Versuch einer Antwort auf die für uns – und, wie ich glaube, alle Späteren – brennenden Fragen: WARUM? Heute sind wir oft von den Fakten übersättigt. Wir wissen mehr über Einzelheiten und Verflechtungen im Vorder- und Hintergrund. „Weniger wäre mehr“, denke ich (als Bewunderer des Architekten Mies van der Rohe) oft. Denn Unerklärbares wird nicht verständlicher durch mehr Unerklärbares.

Dem Bericht folgte programmgemäß die Möglichkeit zu Rückfragen usw. Da kam sie: Ob er noch etwas zum „Todesmarsch“ von Auschwitz nach Buchenwald sagen könne, und wie er den „Todesmarsch“ und die Zeit im KZ vergliche. Eine sehr persönliche Frage also.

Dr. Marian Turski musste sichtbar intensiv über eine Antwort nachdenken. Sie war sonderbar überraschend.

Er könne die KZ-Lagerzeit nicht mit dem „Todesmarsch“ vergleichen. Im Lager endete jeder Tag mit dem Gedanken, was bringt der kommende Tag? Hunger? Schläge? Arbeit? Tod des Pritschennachbarn? Das Lager(leben?) hatte kein Ende. Der „Todesmarsch“ aber war „Aktion“. Eines Nachmittags im Januar 1945 war Appell, und jeder Häftling erhielt zwei Laibe Brot. Zwei Laibe Brot! Er und sein Kamerad haben sie im Stück verschlungen. Was im Bauch ist, kann niemand stehlen und beim Marsch ist das Gewicht geringer. Die zwei Laibe Brot waren

die Ration für 6 ½ Tage! Anfangs wurde marschiert. Die Rote Armee im Nacken trieb die SS-Mannschaft zur Eile und brachte den Langsamden den Todesschuss. 450 von 600 erreichten den Bahnhof – Name nicht verstanden –, von dem aus sie nach vier Tagen – 60 Mann in einem Viehwagen – in Buchenwald ankamen. 36 waren auf der Fahrt krepirt – dieses entsetzliche Wort hat er nicht gebraucht. Im Lager Buchenwald begrüßte sie ein Kapo – hier waren überwiegend Sozialisten und Kommunisten inhaftiert – mit der Ankündigung: Keiner wird hier geschlagen, Kameradendiebstahl wird mit aller Strenge geahndet. Marian Turski schloss – soweit ich es richtig verstanden habe – seine Ausführungen mit einem Dank an die deutschen Kameraden im KZ Buchenwald auf indirekte Weise. Was war in Auschwitz das Schlimmste: Hunger, Arbeitslast, Kälte, Läuse? Es war die – hier fiel ihm das deutsche Wort nicht ein – *humiliation*, Demütigung, Erniedrigung, Entwürdigung, die er bis Buchenwald erfahren hatte. – Mein Gott, was kann der Mensch dem Menschen antun! Wie kann man angemessen über einen solchen Abend berichten?

Im Griff der Vergangenheit.

Wie uns die Erlebnisse prägen und bis heute nicht loslassen

Von Hans-Karl Behrend

Wir kennen ja alle die Redensarten beim Rückblick auf die eigene Vergangenheit, wie: das ist abgehakt, das ist vergessen, alles gelöscht. Es gibt aber auch Menschen, in denen das Vergangene dauerhaft als Bürde wiegt: „Über die Brücke Hass wirkt die Stasi noch heute auf mein Leben ein“, so Klaus-Dieter Schulz-Ladegast am 13. Januar 2009 in unserer Runde in der Teichstraße als Abschluss zu seiner Lebensdarstellung.

Nach der Rückkehr von der Evakuierung wuchs er in Ostberlin auf. Sein Vater, ein ehemaliger Berufssoldat, hatte für den Bundesnachrichtendienst gearbeitet. Als dies aufflog, wurden beide am 16. August 1961 nach Hohenschönhausen gebracht und zu 15 bzw. vier Jahren Zuchthaus wegen Spionage verurteilt. Während der Haft verlor Klaus-Dieter zeitweilig seine Sprache. Nach Haftentlassung, Flucht in den Westen und Studium dort arbeitete er u.a. am Institut für Gesamtdeutsche Fragen, wodurch er nach der Wende auch in Hohenschönhausen Akten über sich und seinen Vater einsehen konnte.

Bewegt durch erhebliche seelische Verletzungen, stellte er Kontakt zu seinem ehemaligen Stasi-Ermittler her und brachte ihn dazu, „das moralische Gerüst seiner alten Tätigkeit zu hinterfragen“. Bis heute hat ihn seine Vergangenheit nicht



Foto: Dieter Schulz-Ladegast

losgelassen, nichts ist „gelöscht“, auch nicht durch die Mitarbeit in der Gedenkstätte Hohenschönhausen.

Auch Otto-Ernst Duscheleit bewegen die Erlebnisse seines Kriegsdienstes ab März 1943 bei der Waffen-SS, der er nicht freiwillig beitrug, bis heute: Nicht nur die Teilnahme am Vernichtungskrieg an der Ostfront brachten ihm schwere Belastungen (Volltreffer auf seinen Panzer), erhöht wurden diese durch familiäre Konflikte. So versuchte er auf Vorwürfe seiner Mutter hin, von der SS in eine andere Waffengattung versetzt zu werden. Der Bruder, der sich nicht zum „Jawoll-Sager“ erpressen lassen wollte, nahm Kontakt zu



Foto: Ernst Otto Duscheleit

Widerstandskreisen auf. Als dies nach dem vergeblichen Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 herauskam, erschoss er sich. Nach der Rückkehr aus amerikanischer Gefangenschaft 1947 stand Otto-Ernst Duscheleit ohne Eltern und Beruf und ohne geistige Orientierung da. Erst durch die Lektüre über Bonhoeffer und andere Widerstandskämpfer konnte er „geistig Fuß fassen“ und fand in der Friedensbewegung ein befreiendes Aktivitätsfeld. Hat ihn dadurch die Vergangenheit völlig losgelassen? Vielleicht verschaffte ihm die Arbeit an seiner Autobiographie „Von der Waffen-SS zum Friedensdienst“ etwas Abstand, losgelassen hat sie ihn noch immer nicht.

So wurde uns in der Teichstraße deutlich, dass es eben nicht nur klare, gerade Biografien gibt, vielleicht allenfalls durch Familie und Beruf geprägt. Es ist indes vielfach die Welt-

geschichte, der wir ausgesetzt sein können und deren Auswirkungen das ganze Leben hindurch anhalten.

Der Tod des Briefes. Ein Nachruf

Von Peter Mosler

Mein Freund Jonathan hat sich vorgenommen, seiner Schwester zu Weihnachten einen Brief zu schreiben. „Es ist an die fünf, sechs Jahre her, dass ich ihr einen Brief geschrieben habe – dann Telefon, E-Mail, früher auch Fax. Aber ein Brief hat etwas Festliches – auch wenn ich ihn nicht mehr mit Handschrift schreibe. Der Brief ist irgendwie vom Aussterben bedroht. Der Liebesbrief ist schon tot ... Heute liegt man am Strand und verschickt eine Foto-SMS.“ Seine Schwester hatte ihm aus dem Urlaub einen vierseitigen handschriftlichen Brief geschrieben, auf einem Briefpapier des Marriott-Hotels Brisbane. „Sie ist die einzige Frau auf der Welt“, sagte er entmutigt, „die mir einen vierseitigen Brief schreibt, von Hand!“

Die Pressestelle der Post teilt mit: „Tendenz hin zur Massensendung, private Briefe rückläufig.“ Jeden Tag werden in Deutschland 71 Millionen Briefe versandt, davon sind 84% Geschäftspost, 9% privat an Behörden/Firmen, 7% privat an privat. Wenn ich an den Briefkasten gehe, nehme ich die Telefonrechnung heraus, einen Werbebrief des SPD-Reise-Dienstes, eine Installateur-Rechnung, eine Mahnung des Steuerberaters, eine Werbezeitung, ein Schreiben der FDP des Wohnquartiers. „Privat an privat“ werden pro Tag knapp 5 Millionen Briefe verschickt – ich war heute nicht unter den Empfängern. Privatbriefe werden bei Festtagen versandt (Weihnachten, Geburtstag, Hochzeit, Todesfall). Die voll bezahlten Briefe – ab 55 Cent – verschwinden geradezu unter Katalogen, Infopost und anderen rabattierten Massensendungen. Dafür habe ich aber eine gefühlvolle E-Mail von einer Freundin aus Frankfurt erhalten. Der elektronische Postkasten hat überhaupt die interessanteren Nachrichten. Aber gemacht ... – die besonders aktiven Wissensarbeiter in den USA erhalten täglich 340 E-Mails, in Deutschland 301. Wer einen Tag offline bleibt, muss am nächsten Tag zwischen 600-680 E-Mails lesen, löschen oder beantworten.

Wenn man heute über Briefe schreibt, dann über die Vergangenheit von Briefen, z.B. Samuel Richardson, „Clarissa or the History of a Young Lady“. Es ist ein Verführungsro-

man mit 537 Briefen in sieben Bänden, 1748, einer der längsten englischer Sprache. Es fällt auf, dass die bekannten Briefromane alle aus dem 18. Jahrhundert stammen: Montesquieu, „Persische Briefe“ (1721), Rousseau, „Julie oder die neue Heloise“ (1761), Goethe, „Die Leiden des jungen Werthers“ (1774), Choderlos de Laclos, „Gefährliche Liebschaften“ (1782), Hölderlin, „Hyperion“ (1797). Im 18. Jahrhundert wurden Briefe billiger und breiteten sich auf weitere Kreise der Oberschicht aus. Der Postverkehr wurde in den deutschen Ländern durch die Dynastie von Thurn und Taxis besorgt. Dieses Jahrhundert nennt man auch das „Jahrhundert der Briefe“, und die europäische Literatur reagierte darauf mit dem Briefroman. Schließlich ist es das „Ich“, das im späten 18. Jahrhundert markant auftritt.

Ein Jahrhundert später, aber noch immer auf den Punkt getroffen, schreibt M. Bakunin am 8. Dezember 1860 an Alexander Herzen: „Es wäre überflüssig, Dir von der tiefen, stürmischen Freude zu erzählen, die mich beim Anblick deiner teuren Schriftzüge ergriff.“ Wer kannte nicht aus der Zeit vor den E-Mails die Freude, seine Adresse auf einem Kuvert in vertrauter Schrift geschrieben zu sehen? Oder noch früher: das elektrisierende knisternde Papier eines Liebesbriefs zwischen den Fingern zu fühlen? „Die Spannung des Prosaischen und Utopischen ist das Lebenselement der Briefe“, schreibt Adorno zu jener Sammlung von Briefen, die Walter Benjamin „Deutsche Menschen“ betitelt hat. Das gilt auch für jenen Brief Lichtenbergs (Göttingen 1783), in dem er in seiner schlanken Sprache beschreibt, wie er eine junge Frau gefunden, mit ihr eine Lebensgemeinschaft geführt hat – bis schließlich „dieses himmlische Mädchen ... am 4ten August 1782 abends mit Sonnenuntergang gestorben“ ist.

Natürlich glaubt man, in den dunklen Vorzeiten vor dem Internet war die große Zeit des Briefes gewesen – aber wann war das Internet für die Allgemeinheit geöffnet, seit wann gab es jene Revolution der Kommunikation, für die „World Wide Web“ (www) steht? Können Sie sich vorstellen, dass dies nicht mehr als 15 Jahre zurückliegt? Constantin Gillies („Wie wir waren. Die wilden Jahre der Web-Generation“) nennt den 30. April 1993. Sieben Jahre später hatten bereits 20% der Haushalte in Deutschland einen Netzanschluss. Das Telefon brauchte 80 Jahre, um einen solchen Verbreitungsgrad zu erreichen. Die 90er Jahre waren auch der Beginn der

New Economy. Es war ein Goldrausch, und zu Beginn des Jahres 2000 produzierte der Boom – laut Gillies – 270 Millionäre pro Tag. Am 7. März 2000 erlebte die Börse einen Absturz und riss die New Economy mit sich. Aber selbst in den Krisenjahren nahmen dessen ungeachtet die Umsätze im elektronischen Handel stetig zu: 1999 wurden im Netz 1,25 Milliarden Euro umgesetzt. Heute sind es 20 Milliarden Euro.

Die schriftliche Kommunikation in der E-Mail, mehr noch im SMS, soll eine Schwundstufe des Briefes sein. Statt „I love you“ heißt es „I lov U“. Früher, sagen Professoren, waren Briefe das Medium des poetologischen Diskurses unter Schriftstellern, von Schiller-Goethe bis Benjamin-Adorno. Heute werden E-Mails nicht gesammelt, sondern in den elektronischen Papierkorb geworfen. Der spanische Schriftsteller José Angel Mañas fragt in „El Mundo“, ob der kulturelle Kontext, in dem die Jugend zu Beginn dieses Jahrhunderts aufwächst, wirklich eine Katastrophe ist. „Für mich lautet die Antwort: Nein. Es ist schon möglich, dass eine bestimmte Auffassung von Kultur als Objekt der Bildung mittlerweile dekadent geworden ist und dass die Literatur eines der ersten Opfer dieses Phänomens ist. Doch wenn wir die literarischen Scheuklappen ablegen, dann müssen wir feststellen, dass wir eine Zeit nie dagewesenen Aufblühens von Informationen und Kultur erleben. Die unerhörte Kreativität, die man im Internet finden kann, um nur den wichtigsten Ort der Kommunikation unserer Welt zu nennen, verdient einfach Respekt. In diesem ganzen Geschehen kann man nicht behaupten, wir erlebten gerade eine Dürreperiode. Es ist kein Moment des kulturellen Niederganges, so wie es im Mittelalter nach der großartigen griechisch-lateinischen Epoche der Fall war.“ Dazu fällt mir ein Gespräch aus einem Chatroom über „Werther“ ein:

„Hallo Leute! Eine Frage lautet: Die meisten von euch kennen bestimmt Goethes ‚Die Leiden des jungen Werthers‘. An die, die es kennen: Wir findet ihr's?“ Eine Antwort: „Faust habe ich leider noch nicht gelesen, muss ich gestehen. Aber den Werther habe ich wirklich verschlungen! Mit allem, was der Werther geschrieben hat, fühlte ich mich verstanden. Es war, als ob jemand das ausspräche, was ich fühle ...“ Es ist eine Wertung auf einer einfachen Erfahrungsebene, aber die Kritikerin konnte sich der literarischen Gestaltung des Werther nicht entziehen.

Erinnern wir uns: Werther soll mit einem Gesandten in eine andere Stadt gehen. Er sagt aber: „Ich liebe die Subordination nicht sehr, und wir wissen alle, dass der Mann noch dazu ein widriger Mensch ist. Meine Mutter möchte mich gerne in Aktivität haben, sagst du: das hat mich lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch aktiv? und ist's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um anderer willen, ohne dass es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfnis ist, sich um Geld oder Ehre oder sonstwas abarbeitet, ist immer ein Tor.“ Es sind Worte einer zeitlosen Aktualität, 1774 geschrieben von Goethe. Mehmet, 2008 ohne Lehrstelle, 18 Jahre, die Haare hochgeschoren, ein Ring im rechten Ohr, wohnhaft in Berlin-Neukölln, überlegen den Rauch seiner Zigarette ausstoßend, könnte das gleiche, in seinen Worten, heute auch sagen.

Das führt uns dazu, dass der Typ der Kommunikation heute ein anderer ist als zur Zeit des Briefes. Ein Brief wird von einem Individuum an ein anderes geschrieben. Es ist, würden die Internet-Theoretiker sagen, eine One-to-One-Kommunikation. Robin Meyer-Lucht meint, dass Nachrichten- und Informationsverarbeitung (im Internet) immer mehr zu einer Many-to-Many-Kommunikation wird. Deswegen gilt unter der nachwachsenden Generation in den USA E-Mail bereits als verstaubt. Kommuniziert wird jetzt über Instant Messaging, Chat oder Texte auf Facebook und Myspace-Seiten. Und so wie man einen Brief an den Großvater schreibt, schickt man in eher förmlichen Fällen eine E-Mail an den Professor oder die Tante. Für Deutschland gilt, dass der Gebrauch von SMS noch weiter verbreitet ist. So wie man heute einen Nachruf auf den Brief schreibt, wird man morgen vielleicht einen Nachruf auf die E-Mail verfassen.

Berliner Wohnungsgeschichte(n)

Einmal Neukölln – Neu-Delhi und zurück

Von Elke Koepping

Wenn alles gutgeht, feiert Margot Sharma im kommenden Jahr die Goldene Hochzeit mit ihrem Mann Pramod. Die beiden leben seit geraumer Zeit abwechselnd auf ihrer Farm in Indien, bei Neu-Delhi und in Hamburg. Ein weiter Weg für ein einfaches Mädchen aus Neukölln. Heute kann sie herzlich darüber

lachen, wenn sie erzählt, dass man sie in Neukölln auf dem Standesamt nicht mit einem Inder verheiraten wollte. Zum Glück fanden die jungen Liebenden Heiratsasyl in Schöneberg – auch dort war es die erste deutsch-indische Trauung, die die Beamten durchführten, aber wenigstens „traute“ man sich da. Ein erster Denkkzettel in Sachen Toleranz, der der gebürtigen Neuköllnerin damals von ihren Mitmenschen serviert wurde. Es sollten weitere folgen, denn dass die christliche Nächstenliebe an der Kirchentür endet, wenn man mit einem „Heiden“ verheiratet ist, wurde Margot Sharma schneller klar, als ihr lieb war: Als ihre Ausbildung zur evangelischen Gemeindeführerin abgeschlossen war, wurde ihr eine Arbeitsstelle verwehrt. In Neukölln. Dort, wo heute das arabische Wäschegeschäft neben der polnischen Eckkneipe gedeiht und man schräg gegenüber vom Rathaus prima senegalesisch essen kann.

Die Kraft, das auszuhalten, ohne ihre gute Laune zu verlieren, bezog sie aus dem Rückhalt, den sie in ihrer Familie fand. Einer fröhlichen Familie, in der es immer bunt zuging – trotz Nationalsozialismus, in den sie im Jahr 1937 hineingeboren wurde, Krieg und der Armut der Nachkriegsjahre.

Die ersten drei Jahre ihres Lebens verbrachte Margot Sharma in der Kranoldstraße 21, einer kleinen Seitenstraße der Hermannstraße. „Im Vorderhaus war ein kleiner Laden, im zweiten Hinterhof die Kuhställe. Was hinten produziert wurde, wurde vorne verkauft“, erinnert sie sich.

Die Mutter war gelernte Weißnäherin, der Vater arbeitete als Schlosser bei Eternit – trotz Kriegsversehrung aus dem ersten Weltkrieg noch beinahe bis zum Ende des zweiten. Zur Geburt Margots erhielt die Familie das Mutterkreuz und Geld für ein Kinderbettchen. Für den Rest kaufte der Vater einen Schrebergarten in der Glasower Straße: „Dadurch hatten wir immer genug zu essen in einer Zeit, in der andere nicht wussten, wie sie überleben sollten.“ Während des Krieges konnten sie den Garten für den Gemüse- und

Obstanbau nutzen, außerdem gab es Kaninchen, die gelegentlich für schmackhafte Fleischmahlzeiten erhalten mussten.

In der Kranoldstraße 11 verbrachte Margot Sharma dann ihre Jugend- und die ersten Ehejahre. Die neue Wohnung bot mehr Platz, obgleich zwei Zimmer für sechs Personen heute nicht überreichlich erscheinen mögen. Das Leben spielte sich ohnehin in der Küche ab, wie Margot Sharma berichtet: „Besuch setzte sich auf den Kohlekasten, wenn kein Stuhl mehr frei war.“ Vor dem Haus gab es eine große Linde, „von der meine Mutti ihren Jahresbedarf an Lindenblütentee erntete“ – vom Balkon aus.

1944 fiel der Bruder an der Front – ein Ereignis, das die ganze Familie nachhaltig erschütterte. Trotzdem er-

innert sie sich während und nach des Krieges an unzählige gesellige Nachmittage und Abende mit Besuch, Hausmusiken und gemeinsamen Gesangseinlagen, vom christlichen Choral bis zum erzgebirgischen Volkslied. Bei Verdunkelung wurden Geschichten erzählt oder beim Licht einer funzeligen Karbidlampe vorgelesen, in einer engen Hausgemeinschaft, die mehr an eine Großfamilie erinnerte als an ein Nachbarschaftsverhältnis. „Auch die Wochen, die wir gemeinsam bei den Luftangriffen im Keller verbracht haben, haben einen zusammengeschweißt“, vermutet sie heute.

Das einzige, was sie nach dem Tod ihrer Mutter im Jahr 1973 aus der alten Wohnung nach Indien mitnahm, war übrigens ein Stapel Briefe und Dokumente aus der Zeit, in der ihr Bruder starb und die Familie zum Teil nach Schneidemühl/Pommern evakuiert worden war. Zwischenzeitlich hat sie diese in zwei Leitzordner sortiert, die mit ihr reisen, wo auch immer sie gerade lebt. Irgendwann möchte sie ihre Erinnerungen an den toten Bruder aufschreiben, vielleicht sogar mit Fotos und historischen Parallelereignissen kommentieren. „Seit mein Bruder gefallen ist, ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht an ihn gedacht hätte. Ich war sechs, als er starb, aber er hat die ganzen Jahre mit uns



Hochzeitsfoto der Eheleute Sharma

weitergelebt. Wenn ich mal weg bin, wen interessiert das dann noch?"

In den Jahren ihres indischen „Exils“ ist sie regelmäßig zurückgekommen, um das Grab ihrer Mutter und Freunde in Neukölln zu besuchen oder einfach nur in ihrem alten Viertel herumzuschlendern. Auch heute tut sie das noch, um die Erinnerungen an damals wachzuhalten.

Margot Sharma ist heute 71 Jahre alt. Mit ihren Kindern und Enkelkindern, die zwischen zwei heterogenen Kulturen aufgewachsen sind, möchte sie ihre Vergangenheit teilen. Deshalb schreibt sie immer wieder Versatzstücke ihrer Erinnerung für sie auf und vermittelt über die ZeitZeugenBörse ihre Erfahrungen an andere junge Menschen weiter.

Mitteilungen aus dem Büro

Von Hans-Joerg Otto

Wie zu Beginn eines jeden Jahres möchte ich Sie über die Vermittlungstätigkeit des ZZB-Büros informieren. Hierzu gehört die Bekanntgabe statistischer Auswertungen und Zahlen, die ich dem Jahresbericht 2008 entnommen habe. Doch zunächst möchte ich Ihnen Frau Cherrier und Frau Liebschner als "neue" Mitarbeiterinnen vorstellen. Frau Cherrier hat die Pflege unserer Zeitzeugen-Datei übernommen und steht auch für Vermittlungen zur Verfügung. Frau Liebschner erarbeitet z.Zt. eine internetgestützte Adressenliste aller Berliner Schulen, da wir unsere Werbung an den Schulen verstärken wollen. Sie steht uns außerdem für alle am PC zu erledigenden Arbeiten zur Verfügung. Beiden Mitarbeiterinnen auch an dieser Stelle ein "herzlich willkommen" in unserem Team. Ein "herzlich willkommen" auch an Frau Aselmeier, die nach langer Krankheit wieder mit an Bord ist.

Im vergangenen Jahr erhielten wir 246 Anfragen; gegenüber 2007 bedeutet das eine Steigerung von 18%. Die meisten Anfragen erhielten wir aus dem Bildungsbereich (133 Anfragen). Die zweitgrößte Nutzergruppe waren die Medien (88 Anfragen). Wie schon in den Vorjahren wurden vor allem Zeitzeugen zu Themen aus dem Zeitraum 1933 - 1945 nachgefragt. Gleichzeitig ist festzustellen, dass die Anfrage nach Zeitzeugen, die über die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg berichten können, wächst. Aus dem Schulbereich erreichten uns sehr viele Anfragen nach Zeitzeugen, die über das Leben im geteilten Berlin erzählen können.

Auch in diesem Jahr versuchten wir die Streuung der vermittelten Zeitzeugen möglichst groß zu halten. So konnten von 176 Zeitzeugen 134 vermittelt werden. In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal hervorheben, dass Zeitzeugen mit einem Anrufbeantworter wesentlich größere Vermittlungschancen haben. Zeitzeugen, die im Jahr 2008 "zu kurz kamen", bitte ich, sich im Büro zu melden. Hier liegen zwei interessante Anfragen vor: a) Das "Kreativhaus" sucht 20 Zeitzeugen, die an einem Hörspiel zum Thema "Mauerfall" mitarbeiten möchten. - b) Für ein Schulprojekt zum Thema "Feuer" sucht ein Künstler 20 Zeitzeugen.

In diesem Jahr erwarten wir eine Anfragenflut zum Thema "Fall der Mauer 1989". Sie würden uns mit einer stichwortartigen telefonischen Mitteilung, was Sie zu diesem Thema berichten können, sehr helfen. Im Namen des Büroteams wünsche ich unseren Zeitzeugen interessante Vermittlungen und ein gutes Jahr 2009.

Wir gratulieren . . .

allen im Februar geborenen Zeitzeugen

02.02. Peter Seidel, 03.02. Helga Deglmann, 04.02. Alice Pless, 04.02. Else Danielowski, 05.02. Erika Schroeder, 06.02. Herbert Reiprich, 08.02. Lieselotte Hodermann, 09.02. Age-Maria Hoffmann-Helnerus, 10.02. Anna Fuchs, 15.02. Sonja Schröter-Haacker, 16.02. Walter Sylten, 20.02. Hans-Karl Behrend, 24.02. Rosemarie Bender-Rasmuß, 25.02. Peter Lorenz, 25.02. Dorit Albrecht.

Suchmeldungen

Gesucht werden Zeitzeugen, die

Nr. 230/08 - in der Nazi-Zeit im jüdischen Sport engagiert waren.

Nr. 234/08 - über die "Strafdivision 999" und "Strafdivision 555" berichten können.

Nr. 245/08 - am "Runden Tisch" (DDR 1989) teilnehmen.

Nr. 02 und 03/09 - über die Reichsstraße R 5, der späteren Fernverkehrsstraße F 5 bzw. der Transitstrecke Berlin - Hamburg (heute B5) berichten können.

Nr. 11/09 - zwischen 1950 - 1970 in Schwerin gelebt haben.

Wertewandel

Dienstag, den 24. Februar 2009, 14.30 Uhr

Was war, was ist und was wird aus der Beziehung Mensch und Feuer?

Der private und gesellschaftliche Umgang mit Feuer hat sich im 20. Jahrhundert innerhalb nur einer Generation so schnell gewandelt wie nie zuvor in der Geschichte der Menschheit. Diese Veränderungen werden Gegenstand eines Schüler-befragen-Zeitzeugen-Projektes sein, welches die Fritz-Karsen-Schule Berlin-Neukölln zusammen mit dem Künstler Kain Karawahn durchführen wird. Aus diesem Anlaß referiert Karawahn über die Grundzüge des Generationenprojektes „Feuerzeugen“. Karawahn beschäftigt sich 25 Jahren mit der Beziehung "Mensch und Feuer" in verschiedenen Disziplinen der Kunst, sowie in Philosophie und Pädagogik und realisiert seit 2007 Feuer-Bildungen für Kita- und Schulpädagogen im Auftrag öffentlicher und privater Institutionen. Zu Gast ist ebenfalls die projektleitende Kunstlehrerin Frau Susanne Thäsler-Wollenberg.

Es werden noch Zeitzeugen gesucht.

Moderation: Eva Geffers

Veranstaltungsort: Reinickendorf, Teichstr. 50 (Haus 5): Vivantes Forum für Senioren
U8 / Bus 122 bis Paracelsusbad

Veranstaltungshinweise

18. bis 20. Februar 2009

Die Deutsche Frage in SBZ und DDR“

Die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, der Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR und die Deutsche Gesellschaft e.V. veranstalten eine Tagung zum Thema „Die Deutsche Frage in SBZ und DDR“

Ort: Landesvertretung des Freistaats Thüringen beim Bund, Mohrenstr. 64, 10117 Berlin. Weitere Einzelheiten zur Tagung (Anmeldung, Kosten) erhalten Sie über das Büro der Zeitzeugenbörse.

Zeitzeugen und Historiker erörtern und debattieren die Geschichte der deutschen Frage aus der Perspektive der Bevölkerung und der Opposition in der SBZ und DDR und kontrastieren sie zur westlichen Geschichtsschreibung und -forschung bis 1990.

Donnerstag, 19. Februar 2009m 18.30 bis 20.30 Uhr

Krieg, Flucht und Vertreibung als Trauma.

Podiumsdiskussion des Frauenverbands im Bund der Vertriebenen.

Ort: Hessische Landesvertretung, In den Ministergärten 5, 10117 Berlin

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P.: Eva Geffers. Redaktion: Eva Geffers, Lektor: Dr. Götz Hartmann, Layout: Karin Rölle, **ZeitZeugenBörse e.V., Ackerstr. 13, 10115 Berlin**, Tel: 030-44046378, Fax: 030-44046379, Mail: info@zeitzeugenboerse.de, web: www.zeitzeugenboerse.de

Büro: Mo, Mi, Fr 10 –13 Uhr, Druck: Typowerkstätten Bodoni, Linienstrasse 71, 10119 Berlin. Tel: 030-2825137, Fax: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org. Redaktionsschluss für die Märzangabe ist der 15. Februar 2009. Kürzungen und redaktionelle Bearbeitungen der eingesandten Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken. Wenn Sie den ZeitZeugenBrief statt per Post per E-Mail erhalten wollen, schicken Sie uns bitte eine E-Mail!

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft BLZ 10020500, Kontonummer: 3340701